

HEIDEGGER, MARTIN, *Zur Bestimmung der Philosophie* (Gesamtausgabe, Bd. 56/57). Hrsg. Bernd Heimbüchel. Frankfurt a. M.: Klostermann 1987. 218 S.

Heidegger selbst hatte sich nicht mehr entschließen können, ob in der Gesamtausgabe seiner Texte (II. Abteilung: Vorlesungen) auch die frühen Freiburger Vorlesungen bis zum Sommersemester 1923 erscheinen sollen, soweit sie noch dokumentiert werden können. Erfreulicherweise hat sein Sohn und Nachlaßverwalter, Dr. Hermann Heidegger, die Entscheidung getroffen, daß das der Fall sein soll. Die beiden bisher veröffentlichten Bände von Vorlesungstexten aus der Zeit zwischen dem Ende des Krieges und H.s Berufung nach Marburg zeigen, daß diese Entscheidung richtig war: nämlich die „Phänomenologische Interpretation zu Aristoteles“ (WS 1921/22, Bd. 61) und der hier vorzustellende Band aus dem Sommersemester 1919. Er enthält die frühesten erhaltenen Vorlesungstexte H.s. Es handelt sich um drei Vorlesungen: „Die Idee der Philosophie und das Weltanschauungsproblem“ aus dem „Kriegsnotsemester“ (25. 1.–16. 4. 1919), „Phänomenologie und transzendente Wertphilosophie“ sowie „Über das Wesen der Universität und des akademischen Studiums“ (SS 1919). Für die beiden erstgenannten lagen H.s Handschriften vor, die an Nachschriften überprüft und z. T. ergänzt wurden. Die Lehrveranstaltung über das Wesen der Universität war nur auf der Basis einer skizzenhaften und bruchstückhaften Nachschrift von O. Becker zugänglich; sie ist deshalb nur als Anhang beigegeben. – Die Publikation zeigt schon ziemlich deutlich die Linie der späteren Entwicklungen H.s auf. Entsprechend der damals vorherrschenden Situation der Universitätsphilosophie gilt seine Auseinandersetzung in erster Linie dem Neukantianismus. Diesen schätzt er höher als den gleichzeitig von Külpe vertretenen „kritischen Realismus“. Unter den Neukantianern werden die Marburger mit größerem Respekt genannt, während die badische Schule, in der sich H. sehr intensiv eingearbeitet hatte, scharf kritisiert wird. – Die zweite Vorlesung ist fast ganz ausgefüllt mit einer ausführlichen Darstellung der Wertphilosophie Windelbands, ihrer von ihm eher verdeckten Quellen und ihrer Weiterführung durch Rickert. (Seltenerweise verwendet H. auf Windelband mehr Raum als auf Rickert oder Lask, von denen er doch weit mehr hielt.) H. präsentiert sich als Phänomenologe, der schon eine eigene, von Husserl abweichende Position vertritt, in der Diltheys Einfluß spürbar ist. Diese Position kommt in der zweiten Vorlesung kaum, dafür aber recht deutlich in der ersten Vorlesung, „Die Idee der Philosophie“, und auch in den Bruchstücken aus der Vorlesung über das akademische Studium (in dem von Studium und Universität direkt nicht die Rede ist) zum Ausdruck. – H. versteht sich als „radikaler“ (3 u. ö.) Denker, der von der Idee der Philosophie als Urwissenschaft ausgeht, die sich nur vor sich selbst zu rechtfertigen hat und ihren Sinn nur in sich selbst, nicht etwa – vorkritisch – im Aufbau oder – neukantianisch – in der Kritik einer metaphysischen „Weltanschauung“ suchen darf. Ein „rücksichtsloser Radikalismus der Fragestellung“ (127) bringt mit sich einen „Gegensatz gegen alle bisherige Philosophie“ (17), die Forderung einer „absolute(n) Umgewöhnung bezüglich der wissenschaftlichen Forderungen und Erwartungen“ (126). Damit aber Philosophie ihre Freiheit erhält, muß sie fragen, worin denn überhaupt eine Weltanschauung wurzele, d. h., wodurch sie ermöglicht und ernötigt sei. Dazu erweist es sich als unumgänglich, mit dem Vorurteil aufzuräumen, das darin besteht, alles Erleben vom theoretischen Bezug her zu deuten, und das dieses so ent-lebt und ent-deutet. Der Neukantianismus (z. B.) beruht auf diesem Vorurteil, durch das er konsequenterweise zu seinem halb psychologistischen, halb wert-idealistischen Dualismus von Sein und Sollen getrieben wird. Für H. ist hingegen jeder Gegenstand das Produkt einer Vergegenständlichung, nichts Ursprüngliches. Nur wenn man von der Ursprünglichkeit des Gegenständlichen ausgeht, kann und muß man zu so abstrusen Problemen wie dem der Realität der Außenwelt kommen; nur dann wird unerklärlich, wie die Dinge zu ihrer Bedeutsamkeit kommen; nur dann verschwindet das konkrete geschichtliche Ich zugunsten eines zeitlosen transzendentalen Subjekts (73–94). Die wichtigste Aufgabe besteht also zunächst in einer unvoreingenommenen Analyse der Erlebnisstruktur, verknüpft mit einer neutralisierenden Rückführung des theoretischen Bezugs auf seine praktischen Wurzeln. Die phänomenologische Sichtweise bietet den Vorzug einer solchen (freilich progressiv erst zu gewinnenden) Unvor-

eingenommenheit, weil sie gestattet, das „Ereignis“ des Erlebens zu thematisieren, ohne es psychologisiert zu einem „Vorgang in der Zeit“ zu machen (75). Freilich muß auch die Phänomenologie, über ihre vorliegenden Formen hinaus, entsprechend ihrer leitenden Idee radikalisiert werden. Denn wie soll man das Erleben als solches, mit seinen Korrelaten, objektivieren können, wenn man nicht voraussetzen will, daß es nicht selbst schon im Grunde objektivierend ist? M. a. W.: Wenn die Urwissenschaft selbst den Charakter der Theorie hat, setzt sie dann nicht unweigerlich die Ursprünglichkeit der theoretisch-konstruktiven Sphäre voraus? Gegen diesen Einwand Natorps sieht H. Husserl hilflos. Er hofft, ihm dadurch begegnen zu können, daß er für die Urwissenschaft einen vor- oder übertheoretischen Charakter postuliert (96). Er setzt sich von der objektivierenden und generalisierenden Beschreibung als der Grundmethode der Phänomenologie ab und fordert eine formalisierende, „hermeneutisch“ „mitgehende Intuition“, die es der Philosophie gestattet, weder zur Weltanschauungsproduktion noch zur Ideologie des „Logischen“ zu werden, sondern sich im Ursprung aller Bedeutung zu halten. Das intuitierbare „Formale“ (das „Etwas überhaupt“) muß man allerdings als etwas verstehen, was nicht einfach durch den Entschluß zur Formalisierung, sondern vorher schon in bestimmten Augenblicken sehr intensiver Erlebnis-Lebendigkeit zum Vorschein gekommen ist (115).

Liest man diese frühen Vorlesungen im Blick auf „Sein und Zeit“, so ist man erstaunt, wieviel hier schon da ist: – die Grundfrage nach dem Sinn des „es gibt“ (62, 65–68, 113–116), – die leitenden Verdachtsmomente gegenüber der dem Theoretischen verhafteten Tradition, als deren Vollendung Hegel gilt (108), – die Rückführung des Objekts auf das Ding und dessen „sinngenealogische“ (94) Ableitung von dem, was später „Zeug“ heißt, – die Ansetzung des Geschichtlichen (hier heißt es noch: des Historischen) als Grundzugs des Ich, – der Wille zu einer radikalen Erneuerung der Philosophie, – das Bewußtsein der schwierigen methodologischen Konsequenzen der erneuerten Idee der Philosophie (mit den Ansätzen von „Was ist Metaphysik?“ und insofern zur „Kehre“!), – bis hin zu den Spracheigentümlichkeiten wie der Rede vom (verbal zu nehmenden) „Werten“ (46) und „Welten“ (73). Freilich sind die Gesprächspartner noch andere, ist die Kritik an Husserl noch implizit. Freilich ist die Sprache noch dem angepaßter, was damals üblich ist: das später verbannte „Erlebnis“ darf noch eine zentrale Rolle spielen – das Wort „Sein“ kommt eher beiläufig in den Text. Freilich ist vieles noch unreif, mit dickem Pinsel gemalt, zu gewaltsam ausgreifend. Dennoch: Die Kontinuität der Fragestellung, wie sie sich in dieser ersten Vorlesung nach dem 1. Weltkrieg manifestiert, hin zu derjenigen des großen Hauptwerks, ist höchst erstaunlich. – Bleibt ein Wort zur Edition zu sagen. Die Gliederung des Textes, die der Herausgeber vorgenommen hat, erweist sich als sinnvoll und hilfreich. In der Gestaltung des Textes, dessen Stil häufig holprig wirkt, hätte er vielleicht freier sein dürfen. Manche, jetzt grammatisch fehlerhafte Passage wäre dann vielleicht deutlicher geworden, z. B. 98 Mitte („Wir sollen also ..“) oder 116 oben („Daher eignet die Universalität ..“). [Einige Anfragen an Details: Muß es 18 Mitte nicht heißen „oft nicht mehr zum Selbstwert usw.“? Ist im Text, der 27 Mitte zugrundeliegt, wirklich von einem „verkehrten“ Problem die Rede? Die Religionsgeschichte (207) sollte graphisch dem „II. Typ“ zugeordnet werden. Der *quaestio juris* steht die *quaestio facti* (nicht: *factis*) gegenüber (145)]. Diese kleinen Korrekturen schmälern nicht das Verdienst des Herausgebers. – Noch eine Anregung an die Verantwortlichen für die Gesamtausgabe soll hier ausgesprochen werden: Wenn man schon – und mit Recht! – für die Vorlesung über das Wesen der Universität, von 1919, vom Prinzip abgegangen ist, nur Vorlesungstexte zu veröffentlichen, für die H.s. Vorlage zur Verfügung steht, wäre es dann nicht zu erwägen, ein ähnliches Vorgehen auch im Hinblick auf die so wichtigen ganz frühen Freiburger Vorlesungen einzuschlagen, die, wie es scheint, nicht mehr aus H.s. Manuskript, wohl aber aus Nachschriften dokumentiert werden können?

G. HAEFFNER S. J.